

DIE NICHTKONFESSIONELLEN FAKTOREN DER DIASPORASITUATION

Für Diasporakirchen – gleichgültig, wo wir ihrer ansichtig werden – wie für die ihnen in brüderlicher Hilfsbereitschaft zugewandten Liebeswerke ist es von großer Bedeutung, sich bewußt zu machen, daß neben spezifisch konfessionellen Merkmalen auch noch andere Faktoren die Diasporasituation einer Gruppe mitprägen und damit erschweren, belasten oder unter Umständen, wenn auch selten, erleichtern können (z. B. staatliche Gesetze). Diasporawerke, die – um mit Gal. 6,10 zu sprechen – „Gutes allermeist an den Glaubensgenossen“ zu tun sich immer wieder anschicken, müssen sich Rechenschaft darüber geben, inwiefern ihr Engagement als Hilfe für die um ihres Glaubens willen Angefochtenen, Gefährdeten oder sogar Verzagenden nötig ist und gerechtfertigt erscheint oder aber nichtgemeinten und nichtgewollten Interessen dient bzw. mitdient, also auch nichtkonfessionellen Faktoren förderlich ist, wobei jeweils zu erheben wäre, ob dies vom Evangelium her verantwortet und bejaht werden kann. Gibt es überhaupt eine konfessionelle Diaspora, bei der nichtkonfessionelle Faktoren keine Rolle spielen? Wie weit aber sind diese nichtkonfessionellen Faktoren als stets gegebene Begleiterscheinung zu tolerieren bzw. wo werden Grenzwerte erreicht, die evangelischen Diasporawerken eine unbefangene Unterstützung erschweren oder sogar verwehren, den betroffenen Diasporagruppen aber nicht oder kaum bewußt sind, und wo lassen diese Grenzwerte das Problem gegenseitiger Verständigung aufbrechen und als zu bewältigende Aufgabe im Raum stehen? Allfällige Konsequenzen, die aufgrund theologischer Reflexion dann notwendigerweise zu ziehen wären, beträfen ja nicht nur die Arbeit der Diasporawerke, sondern müßten von betroffenen Diasporagruppen ebenfalls übernommen, verstanden, bejaht werden und schließlich zu einer Läuterung und Klärung des Selbstverständnisses der eigenen Diasporaexistenz führen. Das setzt unter Umständen einen ebenso gediegenen wie fortdauernden theologischen Dialog voraus, der möglicherweise aus politischen oder anderen Gegebenheiten in der wünschenswerten Weise aber gar nicht verwirklicht werden kann. Man erinnere sich nur an die Situation vor fünfzig Jahren hier in Deutschland, wo von staatlicher Seite der Versuch unternommen wurde, die Arbeit des Gustav-Adolf-Werkes gleichzuschalten, d. h. dessen Hilfe unordnungsgemäß ausschließlich deutschen Diasporagruppen im Ausland zukommen zu lassen, um dadurch vor allem das deutsch-

nationale Volksbewußtsein zu stärken. Es gereicht vielen damals Verantwortlichen zur Ehre, sich gegen solche Tendenzen grundsätzlich und unter Inkaufnahme persönlicher Risiken zur Wehr gesetzt und an der von den Vätern des Werkes vorgenommenen Weichenstellung festgehalten zu haben, evangelischen Minderheiten helfen zu wollen, gleichgültig, welcher Volks- oder Sprachzugehörigkeit sie auch seien. Daß dieser Gesichtspunkt gelegentlich auch von Diasporagruppen deutscher Sprache und deutschen Volkstums im Ausland einstmals nicht verstanden und ungerne akzeptiert wurde, macht zumindest die Bandbreite möglicher Spannungen und notwendiger Auseinandersetzungen bewußt. Dabei ist nicht von vornherein schon eindeutig geklärt, daß die theologisch bessere und darum zu vertretende Erkenntnis stets bei Mehrheitskirchen und ihren Aktivitäten für die Diaspora zu suchen oder zu finden, geschweige denn automatisch vorhanden wäre. Im evangelischen Raum besteht auch nicht die Möglichkeit, angesichts von Kontroversen ein „päpstliches“ Lehramt entscheiden zu lassen, vielmehr liegt die einzige Chance darin, im Miteinander theologischen Ringens nach jener Wahrheit zu suchen, die dem Evangelium die Ehre gibt, und das heißt: die der Stimme des guten Hirten als dem *Herrn* der Kirche folgt. Aus dieser Perspektive wird verständlich, warum Diasporawerke wie der Martin-Luther-Bund und das Gustav-Adolf-Werk nicht einfach von sich aus, sondern im Gespräch mit den „rite“ berufenen Vertretern aus der Diaspora Probleme bedenken wollen, die sich aus dem Vorhandensein nichtkonfessioneller Faktoren in jeder Diasporasituation für alle ergeben.

Der kürzlich* unternommene Versuch einer Bestandsaufnahme über die nichtkonfessionellen Faktoren, die die Diasporasituation beispielsweise in Lateinamerika, Ungarn, Italien, aber ebenso in römisch-katholischen Diasporabefindlichkeiten mitbestimmen und auch auf die Arbeit in der EKD einwirken, hat deutlich werden lassen, wie umfangreich und komplex die Phänomene werden, wenn man ihnen ein wenig nachspürt, um zu einer einigermaßen verantwortbaren wie zutreffenden Einschätzung zu gelangen. Dabei ist im Auge zu behalten, daß diese Einschätzung weder festgeschrie-

* Der Autor bezieht sich auf eine gemeinsame Tagung von Gustav-Adolf-Werk und Martin-Luther-Bund, die vom 25.–28. Februar 1986 in der Evangelischen Akademie Hofgeismar gehalten wurde. Außer dem hier abgedruckten Grundsatzreferat über das Tagungsthema ist in diesem Band auch das Referat von Tibor Fabiny enthalten („Die Lutherische Kirche Ungarns – Stadien auf dem Wege in die Diasporasituation“). Weitere in Hofgeismar gehaltene Vorträge sind im Jahrbuch des Gustav-Adolf-Werkes für 1987 abgedruckt (Gottfried Künzlen, Die nichtkonfessionellen Faktoren, die die Arbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland bestimmen; Paolo Ricca, Die nichtkonfessionellen Faktoren der Diasporasituation am Beispiel der Waldenserkirche in Italien).

ben, noch einseitig festgelegt werden kann, vielmehr als Ergebnis eines fortgesetzten gemeinsamen Gespräches immer neu errungen werden muß.

Schon der Lutherische Weltbund hat vor Jahren die gleiche Thematik behandelt, und in jüngster Vergangenheit formulierte die dritte von der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) im Sommer vorigen Jahres (25. bis 28. Juni 1985) in Görlitz organisierte Konsultation über die sogenannten Limapapiere (Konvergenztexte über Taufe, Eucharistie und Amt) das Thema: „Der Einfluß der historischen, politischen und wirtschaftlichen Faktoren auf die Rezeption des BEM-Dokumentes“. Die dort gewonnenen Einsichten können in mancher Hinsicht auch für unsere Überlegungen fruchtbar gemacht werden.

Nichtkonfessionelle Faktoren beeinflussen jede Diasporasituation. Man wird also nicht nur von herkömmlicher konfessioneller Diaspora evangelischer Minderheiten in überwiegend römisch-katholischer, orthodoxer oder anderer Umgebung sprechen können, nicht nur von urbaner, säkularer, ideologischer und unter Berücksichtigung völkischer, sprachlicher oder anderer Gesichtspunkte auch von doppelter bzw. dreifacher Diaspora, sondern versuchen müssen, viel differenzierter die nichtkonfessionellen Faktoren der Diasporasituation evangelischer Kirchen an ihrem jeweiligen Ort in der gegenwärtigen Stunde zu erheben, um einerseits begreifen zu können, welche Herausforderungen derzeit für das Leben und für das Zeugnis dieser Kirche relevant sind, und andererseits welche Art von Hilfe durch Diasporawerke derzeit sinnvoll, ja geboten erscheinen muß. Mit dem bewußt so formulierten „derzeit“ berücksichtigen wir, daß Veränderungen einer Diasporasituation nicht nur möglich sind, sondern immer wieder vor sich gehen und gehen, insbesondere bedingt durch die nichtkonfessionellen Faktoren, die auf das äußere wie innere Leben jeglicher konfessioneller Diaspora von großem Einfluß sein können und sind. Man denke nur an die Veränderungen, die durch den politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und ideologischen Wandel der Verhältnisse im osteuropäischen Raum während des letzten halben Jahrhunderts eingetreten sind. Man denke an die Folgen kriegerischer Auseinandersetzungen, in deren Gefolge Flüchtlinge die Diasporasituation ihres Herkunfts- wie ihres Aufnahmelandes total verändern können. Man denke in diesem Zusammenhang nur an die ganz beachtlichen Asylantenzahlen. Nicht weniger revolutionäre Wandlungen wie im Osten Europas gab es freilich ebenso in anderen Regionen der Welt, einschließlich Westeuropas, denn die explosive technische und wissenschaftliche Fortentwicklung auf allen Gebieten hat auch im Gesellschaftsgefüge kapitalistischer Staaten ihre tiefen Spuren hinterlassen und erhebliche Wandlungen in der Kirche wie im Verhältnis und Verhalten zu ihr bewirkt. Das hat zur Feststellung geführt, daß sich alle Christen und Kirchen heute

schon in der „Diaspora“ befinden oder einer Diasporasituation unaufhaltsam entgegengehen. So richtig diese Beobachtung auf der einen Seite ist, so gefährlich wirkt sie sich auf der anderen Seite aus, wenn im Zuge einer falschen Nivellierung der Blick für die erheblichen Unterschiede von Diasporasituationen getrübt und im Zusammenhang damit etwa die Existenzberechtigung spezieller Diasporahilfswerke infrage gestellt wird und das Engagement sowohl für sie als auch durch sie erlahmen ließe. Das Gegenteil müßte der Fall sein, wenn nach gewissenhafter Bestandsaufnahme zum Vorschein kommt, mit welchen ihrer Gaben sich Kirchen in bestimmten Situationen gegenseitig zu helfen haben, um dem ihnen gemeinsam aufgetragenen Christuszeugnis in der Gegenwart gerecht werden zu können. Diasporasituationen werden darum ständig und genau zu prüfen sein, um dann im Hören auf das Wort des Evangeliums jeweils zu einer richtigen Entscheidung angesichts notwendiger Maßnahmen durchzustoßen.

Ein Blick in das Neue Testament zeigt, daß die entstehenden Christengemeinden sich in der Diaspora vorfinden und daß die Diasporaexistenz demgemäß zur Urfahrung der Gemeinde Jesu gehört, die als solche freilich den Missionsbefehl empfängt, der den Vorstoß in die jeweilige Umwelt gebietet und damit implizit den Auftrag zur Überwindung der Diasporasituation durch die heilbringende Eingliederung von Menschen in den Leib Christi enthält ... bis „alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters“ (Phil. 2,11). Es geht also um die augenblickliche Standortbestimmung angesichts des Weges, auf dem wir uns alle befinden und miteinander befinden sollen. Darum denken wir nicht *allein* darüber nach, sondern als die zueinander und aneinander Gewiesenen.

Selbstverständlich war die neutestamentliche Diasporasituation der ersten Christen auch schon von nichtkonfessionellen Faktoren mitbestimmt. Ihrem Meister ähnlich, bekamen sie es alsbald mit dem Machtphänomen zu tun. In der Apostelgeschichte heißt es (8,1): „Am selben Tag brach eine große Verfolgung über die Gemeinde in Jerusalem herein; da zerstreuten sich alle in die Länder Judäa und Samarien, außer den Aposteln“. Ein relativ frühes Zeugnis von Christenverfolgung in Rom unter Kaiser Claudius findet sich bei Sucton: „Iudaeos impulsore Christo assidue tumultuantes, Roma expulit“ (49/50), vgl. Apg. 18,2. Mir will scheinen, daß „*Bedrückung*“ im weitesten Sinn des Wortes, also die Ablehnung des Christlichen als des Andersartigen, Fremden, zu den häufigen nichtkonfessionellen Faktoren der Diasporasituation gehört. Das griechische Wort „*θλίψις*“ bringt den Tatbestand umfassend zum Ausdruck als Drangsal, Pression, Bedrängnis, Leid. Freilich neigte schon Luther dazu und mit ihm andere, das im Kreuz begründete und um des Evangeliums willen zu tragende Leid neben Wort und Sakrament zu den „*notae ecclesiae*“, zu den Merkmalen der Kirche zu zählen. Unter diesem

Blickwinkel wird es dann jedenfalls schwieriger, jede Form von $\theta\lambda\iota\psi\iota\varsigma$ unter die nichtkonfessionellen Faktoren christlicher Existenz – auch in der Diaspora – zu rechnen. Man denke etwa an neutestamentliche Stellen wie Apg. 14,22: „Wir müssen durch viele Bedrängnisse in das Reich Gottes kommen“ (... $\delta\epsilon\tilde{\iota}$...) oder 1. Thess. 3,3: „... damit nicht jemand durch diese Bedrängnis ins Wanken kommt. Denn ihr wißt selbst, daß wir zum Leiden bestimmt sind.“ Vor allem Paulus im Römerbrief (5,3): „Aber nicht nur das, sondern wir rühmen uns auch der Bedrängnisse, weil wir wissen, daß die Bedrängnis Geduld bewirkt, Geduld Erfahrung, Erfahrung Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den Heiligen Geist, welcher uns gegeben ist.“ Dies sei zumindest am Rande vermerkt.

Abgesehen davon besteht für mich kein Zweifel darüber, daß *Politik, politische Strategie und Machtausübung* zu den nichtkonfessionellen Faktoren gehören, die evangelische (d. h. dem Evangelium verpflichtete) Diasporasituation in der Vergangenheit und bis in die Gegenwart hinein folgeschwer, d. h. mit Gewaltanwendung, betroffen hat. Waldenser, Hugenotten, vertriebene Salzburger und transmigrierte Österreicher markieren nur die Spitze eines historischen Eisberges, der immer noch nicht abgetaut ist, wenn man die Christenverfolgungen des 20. Jahrhunderts vor Augen hat, von denen auch evangelische Diasporaexistenz nicht verschont blieb.

Zu den die Diaspora tangierenden nichtkonfessionellen Faktoren politischer Provenienz gehört auch *staatliche Gesetzgebung*, z. B. auch das Toleranzpatent Kaiser Josefs II. oder das Edikt von Nantes und vieles andere. Ich nenne zur Verdeutlichung dessen, was gemeint sein kann, als Beispiel ebenso das Stich- und Reizwort „Apartheid“, dem sich ein ganzer Komplex von Problemen zuordnen läßt. Er hat durch die von der VII. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Budapest 1984 vorgenommene Suspendierung zweier weißer Diasporakirchen in Süd- bzw. Südwestafrika eine zusätzliche, ebenso komplizierte wie kontrovers beurteilte Komponente erhalten.

Zu den nichtkonfessionellen Faktoren einer Diasporasituation können natürlich auch Realitäten der *Rassen-, Volks- und Sprachzugehörigkeit* treten, ebenso der *Sozialschichtung*, mehr oder weniger elitäres *Kultur-, Gesellschafts- oder Nationalbewußtsein*, Faktoren, die etwa bei evangelischen Gemeinden deutscher Sprache im Ausland und bei anderen Gemeinden oder Kirchen mit „Ausländerstatus“ eine Rolle spielen, bei Einwanderungskirchen zumindest über gewisse Zeiträume hinweg, immer auch abhängig von der vorfindlichen Situation im Gastland und der eigenen Bereitschaft, sich für Neues zu öffnen. In solchen Zusammenhängen können Mischehen eine Brückenfunktion darstellen und wahrnehmen, doch besteht diese Chance in

gleicher Weise nicht immer und überall. Die Mischehe kann in der Diasporasituation einer Gruppe aus konfessionellen – vgl. die Beschlüsse der römisch-katholischen Bischofskonferenzen in der BRD und in Österreich, wonach Mitarbeiter im kirchlichen Dienst keine Mischehe, nicht einmal mit einem evangelischen Partner, eingehen dürfen – oder noch mehr aus nichtkonfessionellen Gründen, ausgesprochen oder unausgesprochen, einem Verdikt unterliegen, demzufolge sie als Untreue gegenüber der eigenen Identität empfunden und im Gruppenbewußtsein negativ eingeordnet wird. Ich nenne als Beispiel zwei Verse, die in Siebenbürgen schon im Volksschulalter wie eine heilige Verpflichtung des Sachsen gelernt wurden.

„Deiner Sprache, deiner Sitte,
Deinen Toten bleibe treu!
Steh in deines Volkes Mitte,
was dein Schicksal immer sei!

Wie die Not auch dräng' und zwingt,
hier ist Kraft, sie zu bestehn;
trittst du aus dem heiligen Ringe,
wirst du ehrlos untergehn.“

(Michael Albert)

Es bedarf großer Einfühlsamkeit, um Gewicht und Tiefe nachzuempfinden, die für existentiell Betroffene, d. h. in ihrer Seele Angerührte aus solchen Versen spricht, ja durch sie Schwingungen auslöst, die den Charakter des Religiösen annehmen können. Wer das nicht begreift oder gering achtet, kann nicht nur tiefe Verletzungen verursachen, sondern auch die Verständigung auf der Basis des Vertrauens gefährden. Mischehenverbote sind uns aus der Geschichte und bis in unsere Gegenwart nicht unbekannt. Sie stellen, wie die Erfahrung lehrt, allerdings kein geeignetes Mittel für ihre Verhinderung dar. Die Entwicklung unserer Tage geht unaufhaltsam in Richtung auf eine immer mobilere Gesellschaft zu, der Tourismus über Grenzen von Ländern und Kontinenten expandiert, und Mischehen aller Art werden aufs Ganze gesehen weltweit als eine Tatsache mit absolut steigender Tendenz registriert. Interessant und bedenkenswert erscheint mir im Zusammenhang mit Überlegungen zu den nichtkonfessionellen Faktoren der Diasporasituation die Erwähnung und der besondere Hinweis auf die *Frau*, wenn sie, wie etwa in der Evangelisch-Lutherischen Kirche Italiens, als *besonderes Proprium* einer Kirche transparent wird. Man kann die *Mischehe* auch in ihrer volkstumsübergreifenden Erscheinungsweise nicht ausklammern, wenn die nichtkonfessionellen Faktoren der Diasporasituation bedacht werden.

Schließlich sei ausdrücklich auf die nichtkonfessionellen Faktoren der Diasporasituation in vielen, vielleicht sogar allen Ländern unserer Erde hingewiesen, in denen sich Christen mit der Realität verschiedenster *Ideologien* oder der *Gleichgültigkeit*, des *Säkularismus* oder des *Atheismus*, welcher Spielart auch immer, konfrontiert sehen. Man bedenke bei allen genannten Faktoren aber auch, welche Rolle die jede Diasporasituation prägende *Geschichte* gespielt hat und weiterwirkend immer noch spielt. Sie stellt selbst ein wesentliches Bündel nichtkonfessioneller Faktoren jeder Diasporasituation dar. In ihrem Schlepptau lassen sich Umweltphänomene auch in der Diasporasituation erhellen, die angesichts ihrer hartnäckigen Virulenz ansonsten nicht begreifbar wären, wie etwa das Vorhandensein von *Feindbildern*, *Ängsten*, *Verweigerungen*, automatischen *Abwehrreaktionen* bis hin zu individuellen oder kollektiven *Egoismen* bzw. unreflektierter Ausbeutung, z. B. in Südafrika. Unter den nichtkonfessionellen Faktoren der Diasporasituation dürfen auch die ökonomischen nicht unerwähnt bleiben, die natürlich auch ihr durch die geschichtlichen wie politischen Konstellationen jeweils geprägtes Gesicht aufweisen wie beispielsweise Kirchen, die im Bunde mit den Großgrundbesitzern stehen (Brasilien, Ungarn vor dem Krieg usw.).

Zusammenfassend: Überblickt man die trotz unvollständiger Aufzählung vorhandene Fülle nichtkonfessioneller Faktoren in der Diasporasituation, wird man nicht nur deren nahezu unentwirrbare Verflochtenheit feststellen, sondern ebenso deren örtlich sehr unterschiedlich wirkende Intensität wie Qualität entdecken. „Örtlich“ bedeutet, daß keineswegs überall dieselben nichtkonfessionellen Faktoren eine unbedingt vergleichbare Ausstrahlungskraft oder eine unbedingt vergleichbare Qualität haben oder behalten müssen. Phänomene der Muttersprache, des Volks- und Brauchtums bzw. eines gewissen Kultur- oder Nationalbewußtseins unterliegen der Wandelbarkeit, je nach Art gegebener oder entstehender Voraussetzungen, denen ebenso friedliche wie gewaltsame historisch-politische Entwicklungen zugrunde liegen können. Die Sache wird dadurch nicht einfacher, daß Bewertungen derselben nichtkonfessionellen Faktoren aus der existentiellen Betroffenheit einer Diasporagruppe anders ausfallen können, vielleicht sogar müssen, als das unter Umständen durch grundsätzlich negative oder auch wohlgesonnene Kritik von außen her geschieht.

Welche Folgerungen ergeben sich aus einer solchen Erkenntnis? Können Diasporawerke darüber hinwegsehen und ihrer eigenen Einsicht folgen, oder ist in jedem Fall Rücksichtnahme auf das jeweilige Diasporaselbstverständnis einer Kirche oder Gruppe geboten? Auch angesichts der nichtkonfessionellen Faktoren sind wie bei den anderen Faktoren Pauschalurteile und verallgemeinernde Äußerungen weder möglich noch statthaft. Vielmehr sind auch

die nichtkonfessionellen Faktoren der Diasporasituation in dialogischem Bemühen hinsichtlich ihrer Qualität zu identifizieren, d. h. man muß miteinander herausarbeiten, wie weit es sich um bejahte und zu bejahende, entstandene oder entstehende, aufgezwungene und abgelehnte, vorgefundene oder notwendige, zur Identität gehörige oder nur so empfundene nichtkonfessionelle Faktoren handelt und welcher Art demgemäß die Herausforderung sowohl für Diasporahilfswerke als auch für diejenigen ist, denen die beabsichtigte Hilfe gilt.

Als ein Ertrag dieser Überlegungen sei zumindest andeutend noch etwas zur Aufgabe gesagt, die im Blick auf die nichtkonfessionellen Faktoren in der Diaspora einerseits und die gegenwärtigen Herausforderungen der Kirche Jesu Christi andererseits vor uns liegen. Niemand stellt in Frage, daß konfessionelle Diaspora sich als Teil der Kirche versteht und verstanden wissen möchte, also selbst Kirche ist, die Gott teilhaben läßt an seinem Handeln in der Welt. Er selbst stellt seine „Minderheitskirchen“ mit und trotz ihrer nichtkonfessionellen Faktoren in der Diasporasituation nicht weniger als seine „Mehrheitskirchen“ mit und trotz ihrer nichtkonfessionellen Faktoren in ihrer volksgemeinschaftlichen Situation vor die großen Menschheits- und Weltfragen, die nach Antwort heischen, will sagen: nach dem Zeugnis der Kirche in den gesellschaftlichen Verflechtungen der gegenwärtigen Stunde. Kann konfessionelle Diaspora bzw. wie kann sie den globalen Herausforderungen begegnen und einen ihr entsprechenden Beitrag zu deren Bewältigung leisten? Es geht um Fragen des Friedens und der Gerechtigkeit, der Achtung des Menschen wie seiner Würde und ebenso der uns anvertrauten Schöpfung Gottes.

Der Lutherische Weltbund hat für die kommenden Jahre bis zur nächsten Vollversammlung fünf Programmprioritäten als Schwerpunktausrichtung seiner Arbeit genannt:

1. Gemeinsame Verantwortung für die Bezeugung des Evangeliums (neben Evangelisation auch *Ræ*evangelisation).
2. Ökumenische Verantwortung der lutherischen Kirchen (Dialoge mit anderen christlichen Kirchen und Zusammenarbeit mit dem ÖRK).
3. Förderung der Einheit und Stärkung der Gemeinschaft zwischen lutherischen Kirchen.
4. Reaktion auf menschliche Bedürfnisse und die Suche nach Gerechtigkeit und Frieden.
5. Mitwirkung des ganzen Volkes Gottes am Leben von Kirche und Gesellschaft.

Man wird angesichts dieser Aufgabenstellung, die der ÖRK übrigens ähnlich formuliert hat, nicht umhin können zu überlegen, welche Hilfestellung Mehrheitskirchen und ihre Diasporawerke ihren Partnern in der Diaspora

sinnvollerweise geben können, sollen oder sogar müssen, um ihnen trotz mannigfacher hemmender nichtkonfessioneller Faktoren in der Diasporasituation die Teilnahme am Leben und an der Aufgabenbewältigung der Weltchristenheit zu ermöglichen. Manchmal geht es schon um die Frage der Bezahlung einer Fahrkarte zu einer Konferenz oder der Gewährung eines Stipendiums. Darüber hinaus sei angemerkt, daß die christlichen Weltorganisationen über kein geeignetes Instrument verfügen, um ihre Anliegen bis an die Basis ihrer Mitgliedskirchen, d. h. bis in die einzelnen Gemeinden vermitteln zu können. Welche Funktion könnten Diasporawerken von der Art des Martin-Luther-Bundes und des Gustav-Adolf-Werkes zuwachsen, die aufgrund ihrer kontinuierlichen Arbeit seit dem vorigen Jahrhundert in vielen Diasporakirchen und Gemeinden ganz anders als der Ökumenische Rat der Kirchen und der Lutherische Weltbund verankert sind? Müßten nicht alle verfügbaren Kräfte dahingehend mobilisiert werden, sektiererischen Tendenzen zu wehren, die für alle Kirchen eine Lebensgefahr darstellen, nämlich ihre Mitte in sich selbst zu finden, anstatt sich durch Christus zur missionarischen Lebensweise sensibilisieren, d. h. ermutigen und gebrauchen zu lassen. Nichts anderes als geistliche Profilierung vermag dem negativen Sog der nichtkonfessionellen Faktoren, denen sich alle unsere Kirchen ausgesetzt sehen, zu widerstehen. Jedenfalls hat Jesus seine Gemeinde inmitten der nichtkonfessionellen Faktoren entstehen lassen und verheißen, sie darin zu erhalten. Diese Tatsache ist ebenso realistisch wie zuversichtlich zu begreifen. Unabhängig von ihrer zahlenmäßigen Vorfindlichkeit ist Kirche an jedem Ort und zu jeder Zeit den nichtkonfessionellen Faktoren ihrer jeweiligen Situation nicht nur ausgesetzt, sondern in sie hineingesetzt. Einem Leibe vergleichbar, wie Paulus sagt, gebraucht Christus, das Haupt des Leibes, die Seinen in Gestalt unterschiedlicher Glieder, die einander in ihrer Zuordnung respektieren, aber auch beistehen sollen. Hier sind Ort und Existenzberechtigung von Diasporawerken in ihrer theologischen Begründung anzusiedeln. Ihre Arbeit wie die der ganzen Kirche vollzieht sich nicht nur unter den Bedingungen nichtkonfessioneller Faktoren, sondern unter dem Gebot und der Verheißung, jedenfalls aber auch unter der Fürbitte Jesu: „Vater, ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nimmest, sondern daß du sie bewahrst vor dem Übel ... Gleichwie du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich sie auch in die Welt. Ich heilige mich selbst für sie, auf daß auch sie geheiligt seien in der Wahrheit.“ (Joh. 17, 15 ff.).